



Seelsorgerliche Diakonie

Winfried Noack

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Winfried Noack Seelsorgerliche Diakonie

Winfried Noack

Seelsorgerliche Diakonie

Leitfaden für ehrenamtliche Helfer
in Kirchengemeinden und Mitarbeiter
in diakonischen Einrichtungen

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Für meine Frau Renate

Lektorat, Layout und Druckvorstufe: Dipl.-Kulturwiss.

Andrea Cramer (VFL), Glaucha

Umschlagabbildung: © Stephanie Hofschlaeger/PIXELIO

ISBN 978-3-86596-287-4

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2010. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Vorwort

Diakonie bedeutet vom Wortsinn her »Dienste, die im und für das Haus verrichtet werden« (Kaegi 1985, 176; Aland und Aland 1988, 368 f.). Im christlichen Zusammenhang ist sie Dienst durch und für das Haus Gottes. Damit tritt sie gleichrangig neben die missionarische und die gottesdienstliche Kirche.

Die unmittelbare Hilfe geschieht zunächst durch die diakonischen Einrichtungen. Sie ordnen die Pflege, versorgen Obdachlose, engagieren sich für benachteiligte Menschen, nehmen sich Behinderter an, bieten Kindern und Jugendlichen Sozialräume, in denen sie gefördert werden und sich entwickeln können, sie leisten Familien- und Partnerschaftshilfe sowie Schwangerenberatung. Zu weiteren sozialen Gruppen, die durch die Diakonie Hilfe erfahren, gehören Senioren, Menschen in Not, Personen in besonderen sozialen Lagen, missbrauchte und gefährdete Frauen (in Frauenhäusern) und so weiter.

Andere Hilfen werden durch die Diakonie der Ortskirchen ins Leben gerufen. Beispiele dafür sind: Suppenküchen, Treffpunkte für Obdachlose und Bedürftige, Jugendcafé, Schülerhilfe oder auch Sprachkurse zur Integration von Migranten, Seniorenbüros, Kinder- und Jugendarbeit, auch wenn sie der Kirche fernstehen, Pfadfinder, Mädchenarbeit, Kleiderkammer usw. Dies sind Beispiele aus den regionalen Kirchengemeinden.

Ein dritter Weg der Diakonie ist die seelsorgerliche Diakonie von Gemeindegliedern für Gemeindeglieder (siehe auch das Kapitel »Gemeinde besucht Gemeinde«). In der urchristlichen Gemeinde bestand die Diakonie erstrangig darin, allen Bedürftigen in der eigenen Gemeinde zu helfen. Viele Freikirchen übernahmen in der kirchengeschichtlichen Tradition der Hausgemeinden, geistlichen Hausversammlungen und Gebetskreise die Diakonie in der Gemeinde für die Gemeindeglieder. Für die Landeskirchen ist dies unabdingbar, denn 90 % der Kirchenmitglieder erwarten vom Pfarrer Seelsorge. Diese kann er bei der Größe seines Kirchsprengels nicht leisten. Abhilfe könnte ein Netzwerk von Hauskreisen oder einer Gruppe ehrenamtlicher Diakone schaffen, die die Gemeindeglieder regelmäßig besuchen.

Zwar hat der Staat als Sozialstaat den sozialen Sektor der Gesellschaft übernommen und damit auch die Aufgaben vieler diakonischer Einrichtungen. Aber deren Hilfe bleibt für viele Bevölkerungsgruppen unverzichtbar, weil sie das beinhalten, was staatliche Einrichtungen zuweilen nicht bieten können: Sie vermitteln ein christliches Weltbild, hier werden die Menschen liebevoll als ein Du behandelt (und nicht als verwaltetes Objekt), und ihm Menschenwürde, Lebenssinn und soziale Nähe und Wärme geschenkt.

Dieses Diakoniebuch ist für Leser geschrieben, die in der Diakonie tätig sind oder tätig werden wollen: an die Mitarbeiter in den diakonischen Einrichtungen, in den Projekten der Ortskirchen und in der Diakonie der Gemeinde für die Gemeinde. Deshalb wird intensiv auf die ehrenamtliche Diakonin bzw. den Diakon als Diener der Barmherzigkeit eingegangen, da die zentrale Kategorie der Diakonie unter

Berufung auf Apg 6,1.5.6; 4,32–37; Röm 12,6 und Jak 3,17 als Barmherzigkeit verstanden werden kann.

Wie Jürgen Moltmann (1989, 13–15) den engen Zusammenhang von Diakonie und Theologie betonte, so wird gleichermaßen im ersten Teil des Buches die Diakonie sozialtheologisch erklärt und in einen historischen Zusammenhang gestellt. Anschließend erhält die Diakonie ihre theologische Fundierung durch die Darstellung des sozialen Gottes und der sozialen Gemeinde. Schließlich befindet sich die Diakonie heute in einer neuen sozialen und geschichtlichen Situation: Es ist die moderne, ausindividualisierte, säkulare und globale Gesellschaft.

Der zweite Teil des Buches führt in die Praxis der seelsorgerlichen Diakonie ein. In allen ihren drei Formen spielt das Gespräch eine wichtige Rolle. Darum werden theoretische und praktische Grundlagen der Kommunikation und des beratenden und seelsorgerlichen Gesprächs dargestellt. Den Mittelpunkt des Buches bildet die Diakonie der Lebensalter als eine neue Betrachtungsweise: des Kindes, des Jugendlichen, des Erwachsenen, der Familie und des alten Menschen. Hierfür dienen anthropologische Strukturen und praktische Erfahrungen als Grundlage.

Ganz lebensbezogen ist der diakonische seelsorgerliche Hausbesuch, der die verschiedenen Beratungssituationen berücksichtigt: Krankenseelsorge und Krankenbesuch, den diakonischen Beistand bei Sterben, Tod und Trauer, Beratung in Ehekrisen, bei Scheidung und Arbeitslosigkeit sowie bei Schuldgefühlen. Wichtig ist gleichsam, die Schwierigkeiten und Gefahren während der Beratung zu erkennen, formuliert in den Begriffen Übertragung und Gegenübertragung, Identifikation und Überidentifikation, Projektion, sekundäre Rationalisierung und Regression. Die Alternative zum persönlichen Hausbesuch bildet der diakonische Hauskreis, der nicht nur eine seelsorgerliche, sondern auch eine heilende Funktion ausüben kann.

Im gesamten Text werden die Bezeichnungen »Diakonin« und »Diakon« gleichberechtigt erwähnt. Der Einfachheit halber und zur Vermeidung von Wiederholungen wird zumeist auf den Begriff Diakon zurückgegriffen. Die besondere Wertschätzung gilt in gleicher Weise der Diakonin.

Inhalt

Einleitung »Der Dienst der Barmherzigkeit«.....	11
Teil I. Die sozialtheologische Begründung der Diakonie.....	17
1. Eine kurze Geschichte der Diakonie.....	17
2. Der soziale Gott	21
2.1 Der treue Gott der Entrechteten	21
2.2 Jesus Christus – der kosmische Diakon	23
2.3 Der Heilige Geist als der schenkende, diakonische Gott.....	24
2.4 Der gute Gott und die Rechtfertigung als Grundlage der Diakonie	25
3. Die soziale Gemeinde	26
3.1 Der Mensch als soziales Wesen.....	26
3.2 Sozialität, Sünde und Erlösung	27
3.3 Die Gemeinde als Trägerin der Diakonie	28
3.4 Die Grundfunktionen der Diakonie	30
4. Diakonische Arbeit in einer veränderten säkularen Gesellschaft.....	30
5. Ergebnis.....	35
Teil II. Diakonische Seelsorge	39
6. Beratung und Begleitung in der diakonischen Seelsorge	40
6.1 Kommunikationsgrundsätze für personenbezogene Beratung	40
6.2 Beratung und Begleitung in personenbezogener diakonischer Seelsorge.....	47
6.2.1 Die Rollen und Funktionen des Beraters	48
6.2.2 Die Selbstklärung der Person.....	50
6.2.3 Die Persönlichkeitsanalyse	51
6.2.3.1 Die Person als Struktur	51
6.2.3.2 Die Person in ihren Beziehungen.....	54
6.2.4 Die Kommunikationsklärung.....	55
6.2.5 Die Wertebasis einer jeden Beratung.....	57
6.3 Die Praxis einer Beratung	58
6.4 Die Praxis des diakonischen, seelsorgerlichen Gesprächs	60
7. Gemeindepädagogische Kinderdiakonie	61
7.1 Eine Soziologie der Kindheit.....	62
7.2 Sozialraum und Sozialzeit des Kindes.....	65
7.2.1 Der Sozialraum des Kindes.....	65
7.2.2 Die Sozialzeit des Kindes	66
7.3 Wer ist das Kind?.....	69
7.3.1 Die Zeitstruktur des Kindes	69
7.3.2 Das Kind in seinem Angewiesensein auf den Erwachsenen	70

7.3.3	Das Kind als Gegenbild zum Erwachsenen	70
7.3.4	Das Kind als lernendes und handelndes Wesen.....	72
7.3.5	Das Wunderwerk Kind.....	74
7.4	Kinderdiakonie – Kinderseelsorge.....	76
7.4.1	Diakonische Seelsorge an Kindern	76
7.4.2	Seelsorge bei Kindern in Krisensituationen.....	81
7.4.2.1	Kranke Kinder.....	81
7.4.2.2	Kinder begegnen dem Tod.....	82
7.4.2.3	Kinder haben Probleme.....	85
7.4.3	Die Lebensaufgaben des Kindes	87
7.5	Kindergottesdienst und Familienandacht.....	88
7.6	Christlicher Kindergarten.....	89
7.7	Diakonie und Pfadfinder	96
7.7.1	Erlebnis als Grundkategorie für Pfadfinder	96
7.7.2	Die vier Tätigkeitsfelder der Pfadfinderarbeit	97
7.7.2.1	Outward Bound	98
7.7.2.2	City Bound	99
7.7.2.3	Social Bound	101
7.7.2.4	Inward Bound.....	101
8.	Gemeindepädagogische Jugenddiakonie	103
8.1	Die Zeitstruktur des Jugendlichen	104
8.2	Das Sein-zu des Jugendlichen: Erwachsenwerden	106
8.3	Die Intersubjektivität als Strukturmerkmal des Jugendlichen	108
8.4	Die Körperlichkeit und Leiblichkeit des Jugendlichen	110
8.5	Jugend und Natur	111
8.6	Die diakonische Arbeit mit Jugendlichen.....	112
8.6.1	Diakonische Unterstützung bei der Identitätsfindung	112
8.6.2	Diakonische Unterstützung in Fragen von Freundschaft und Sexualität.....	114
8.6.3	Diakonische Unterstützung bei der Identitätsdiffusion	116
8.6.4	Schule, Arbeit und Beruf	117
8.6.5	Die Spiritualität des Jugendlichen	126
8.7	Diakonische Hilfe in modernen Krisensituationen.....	129
8.8	Die Lebensaufgaben des Jugendlichen	131
9.	Diakonie und Familie.....	132
9.1	Familie im Wandel.....	132
9.2	Die Familie als interaktives System.....	133
9.2.1	Die Familienatmosphäre	134
9.2.2	Die Erziehungsgrundsätze.....	138
9.2.3	Die Geschwisterkonstellation	143
9.3	Status und Rolle von Frau, Mann und Geschwistern in der Familie	146
9.4	Die Struktur des Familiensystems	148
9.5	Die Familie in ihrem Netzwerk.....	150

9.5.1	Familie und Verwandtschaft	150
9.5.2	Familie und Freundschaft	151
9.5.3	Familie und Nachbarschaft	153
9.5.4	Familie und Schule.....	155
9.5.5	Schul- und Spielkameraden, Kollegialität der Eltern, Freizeit	157
10.	Diakonische Erwachsenenarbeit	160
10.1	Die Zeitlichkeit des Erwachsenen.....	160
10.2	Die Lebensaufgabe des Erwachsenen	160
10.3	Offenheit, Intentionalität, Intersubjektivität	161
10.4	Die Doppelgesichtigkeit der Erwachsenenwelt	163
10.5	Diakonische Erwachsenenbildung	166
10.6	Diakonische Beratung von Erwachsenen	167
10.6.1	Der seelsorgerliche Hausbesuch: Gemeinde besucht Gemeinde.....	167
10.6.2	Krankenbesuch, Seelsorge an Kranken.....	171
10.7	Diakonische Krisenberatung	175
10.7.1	Beratung bei Ehekrisen und Ehescheidung	179
10.7.2	Beratung bei Arbeitslosigkeit	184
10.7.3	Beratung bei Schuldgefühlen	186
10.8	Schwierigkeiten und Gefahren in der diakonischen Beratung	187
10.8.1	Übertragung und Gegenübertragung.....	187
10.8.2	Identifikation und Überidentifikation	189
10.8.3	Projektion	189
10.8.4	Sekundäre Rationalisierung	190
10.8.5	Regression.....	190
10.9	Hausbesuch oder diakonischer Hauskreis.....	191
10.9.1	Die Praxis des diakonischen Hauskreises	191
10.9.2	Seelsorge im diakonischen Hauskreis.....	195
11.	Diakonische Seniorenarbeit	197
11.1	Die Altersgesellschaft	197
11.2	Die Zeitstruktur	198
11.3	Gesundheit und Aktivität	199
11.4	Schwäche und Tod	201
11.5	Weltbild und Glaubensform des älteren Menschen.....	202
11.6	Einbinden in die Gemeindegarbeit.....	203
11.7	Diakonischer Beistand bei Sterben, Tod und Trauer.....	204
12.	Diakonische Gruppen schaffen und Projekte entwickeln.....	209
13.	Ausblick	210
Literatur		213

Einleitung »Der Dienst der Barmherzigkeit«

In der Urgemeinde gab es als besondere Beauftragte die Apostel. Ihr Dienst bestand in der Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi. Als aber die diakonischen Dienste an Umfang zunahmen, etwa im Jahr 60 n. Chr., erkannten die Apostel, dass sie nicht beide Pflichten – die Verkündigung des Evangeliums und die Hilfe für Arme – erfüllen konnten. Darum wählte die Gemeinde Diakone (Strauch 2001) als »Diener der Barmherzigkeit« (Apg 6,5.6). Ihre Aufgabe war es, Gelder und Besitz zu sammeln, die für die Bedürftigen gespendet worden waren (Apg 4,24–37; 5,2). Dies verteilten sie in gerechter Weise an die Gläubigen (Apg 4,35). Außerdem koordinierten sie die verschiedenen Hilfsdienste der Gemeinde. So bestand die Aufgabe der frühen Diakone primär in der Hilfe nach innen, also Hilfe für die Gemeindefürsorge, nicht für die Stadtarmen (Apg 2,44.45; 4,32–37; 6,1). Allerdings überschritten die Diakone mit ihrer Armenhilfe schon bald die Grenzen der Gemeinde. Antiochien zum Beispiel, die Heimatgemeinde des Paulus, speiste täglich auch viele Arme aus der Stadt. Um für ihren Dienst besonders gerüstet und bestätigt zu sein, wurden die Diakone durch Handauflegen gesegnet. Das bedeutet für uns heute, dass nicht nur der Leiter der Diakonie, sondern alle Diakone wie zur Zeit der Apostel durch Handauflegen für ihren Dienst gesegnet und beauftragt werden.

Darin bestanden also die beiden Gemeindedienste, 1. im Apostelamt zur Verkündigung des Evangeliums und 2. im Diakonat, der barmherzigen und gerechten Versorgung und Pflege der vielen Armen in der Gemeinde. Jedoch zeigt das Beispiel der beiden Diakone Philippus und Stephanus, dass Diakone auch das Evangelium verkündigten. War es die Aufgabe der Diakone, vor allem den Armen zu helfen, ging Lehre und Gemeindeleitung an die Bischöfe über. Allerdings ergänzten sich beide Dienste in ihrer Tätigkeit, so wie bei Philippus und Stephanus. Damit wurden sie zu festen »Ämtern« mit den Titeln »Episkopos« (Gemeindefürsorge) und »Diakonos« (Diener). Der Diakon hatte seitdem eine praktische, auf materielle Bedürfnisse gerichtete Dienstfunktion an der Gemeinde und an der Gesellschaft, zu der er gesalbt wurde. Gleichermäßen ist es heute wichtig, dass die Diakonin bzw. der Diakon nicht nur die Gemeinde pflegt, sondern zugleich auch nach außen wirkt. Einen besonderen diakonischen Dienst leistet heute der Hauskreisleiter. Sie sollten beide, der Diakon und der Hauskreisleiter, durch Handauflegen gesegnet und beauftragt werden.

Diente der Diakon zunächst der Gemeinde und vor allem den Gemeindefürsorge, so überschritt er schon bald die Gemeindegrenzen. Wegen der gut gefüllten Gemeindefürsorge konnten auch die Armen der Stadt versorgt werden. Die christlichen Gemeinden verfügten meist über Geld durch Sammlungen während des Gottesdienstes, durch monatliche Zuwendungen, Erbvermächtnisse und den freiwilligen Zehnten. So entwickelte die frühe Kirche ein ausgedehntes Sozialwesen, das im Römischen Reich einzigartig war. In dieser sozialen Tätigkeit lag der Same des Evangeliums. Darin bestand der Grund, dass von allem Anfang an die Diakonie größte Bedeutung erhielt und sich ihre Wirksamkeit sowohl nach innen als auch nach außen wandte. Heute wird eine helfende, seelsorgerliche Begleitung in der Gemeinde, aber auch in

den sozialen Diensten immer wichtiger. Das ist umso bedeutsamer, weil die Gelder für staatliche soziale Hilfen zunehmend gekürzt und viele soziale Einrichtungen geschlossen werden müssen. Der Ruf nach dem Ehrenamt wird immer dringender (Seibert und Noack 1996).

Welche Fähigkeiten sind für den Dienst der Barmherzigkeit hilfreich?

Zuerst soll die *Beziehungsfähigkeit* der Persönlichkeit genannt werden. Diese hängt zusammen mit der Charakterbildung, da der Diakon nicht nur mit den Menschen Beziehungen pflegen wird, die ihm sympathisch sind, sondern mit allen, die seine Hilfe und Beratung brauchen. Zur Beziehungsfähigkeit gehört die *Vorurteilslosigkeit*. Weiterhin kann er nur Beziehungen aufbauen, wenn er selbst offen, vertrauenswürdig und verschwiegen ist, wenn er die Fähigkeit zur Einfühlung besitzt und deutlich seine Wertschätzung dem anderen gegenüber äußern kann. Der Diakon braucht darum keine Spezialausbildung, keinen gesellschaftlichen Status, sondern eine natürliche, vom Heiligen Geist geförderte Beziehungsfähigkeit. In der sozialen Hilfe und Beratung ist der Grundsatz schon lange bekannt: nicht die Methode heilt, sondern die Beziehung.

Als Zweites sei das *geistliche Leben* des Diakons angesprochen. Es erwächst aus einem persönlichen Umgang mit Gott durch das Gebet und durch die lebendig gehaltene Verbindung zu Jesus. Die diakonische Befähigung wird ergänzt durch die *Geistesgaben*. Wichtige Geistesgaben sind für den Diakon die diakonische Grundbefähigung, Barmherzigkeit, Dienstwilligkeit, Ermutigung, Freigebigkeit, Gastfreundschaft, lebendiger Glaube, Hilfsbereitschaft, Kommunikationsfähigkeit, Liebe, Missionsbereitschaft, Seelsorge. Die zentralen Geistesgaben sind dabei vor allem die Annahme des Dienstes, die Gastfreundschaft, die Ermutigung, die Seelsorge und die Barmherzigkeit. Wer die Geistesgabe der Diakonie nicht hat, wird unter seinem Diakonats leiden. Er wird einen anderen Dienst finden, für den ihn der Heilige Geist begabt.

Drittens sind *Eigenschaften* wie Treue, Zuverlässigkeit und Ausdauer notwendig, damit den Beziehungen Dauer zukommt. Diakonische Betreuung und Beratung sind mitunter auf lange Zeit angelegt. Besonders in der Kinder- und Jugenddiakonie begleiten wir die jungen Leute oft 15 Jahre lang und mehr.

Viertens ist die *Fähigkeit zur Zusammenarbeit* notwendig. Denn oftmals brauchen Diakonin und Diakon Rat und Hilfe, wenn sie bei einer Beratung zu scheitern drohen. Allerdings ist auch in diesen Fällen von allen Beteiligten absolute Verschwiegenheit zu wahren.

Fünftens ist es wichtig, dass der Diakon an die *Zeitbezogenheit* denkt. Wenn er ältere Menschen berät, muss er sich auf eine andere, vergangene gesellschaftliche Zeit einstellen als wenn er Kinder oder Jugendliche betreut, die den Lebensstil der Gegenwart leben. Darum braucht er Flexibilität. Und deshalb ist es empfehlenswert, altersgleiche Diakone zu wählen, das heißt für die Jugend Jugendliche, für die Erwachsenen Erwachsene, Ältere für alte Menschen. Jedoch weiß ich aus der Praxis,

dass Kinder und Jugendliche gern Erwachsene (Elternbilder) oder auch Senioren (Großelternbilder) schätzen, um ihnen ihr Herz ausschütten und Rat suchen zu können.

Sechstens braucht der Diakon zwar keine Fachausbildung, aber doch *Beratungswissen*. Dies bezieht sich auf Kommunikationsgrundsätze, auf Beratungsprinzipien, aber auch auf das allgemeine Wissen der Gegenwart. Denn bei der Werteberatung beispielsweise spielt es eine große Rolle, dass diese zeitgemäß ist, das heißt verbunden mit dem Wissen der gegenwärtigen Forschung.

Der Lohn für die Barmherzigkeit

Das Helfen ist eine freundliche, selbstlose Handlung, ein Tun nicht für mich, sondern für den anderen und dessen Interessen (Noack 2006c, 205; 2009, 30f.). Im wahren Helfen schenke ich mich selbst, weil das Geschenke von mir kommt, mich also repräsentiert. Diese Bewegungsrichtung von mir weg auf den andern zu ist eine Handlung, die mich von mir selbst löst, die selbst-los ist.

Mit dem Helfen erfüllen wir auch unser Wesen als Mensch (ebd.). Denn die Struktur des Menschen ist das Offensein. Er öffnet sein Selbst-Sein zu den Mitmenschen im Mit-Sein; er ist offen in der Zeit zur Zukunft. Zur Um-Welt hin ist er geöffnet zur Weltfülle. Helfen bedeutet, dem Mitmenschen etwas Gutes zu tun, die Fülle der Welt zu vergrößern und für die Zukunft einen Freund zu gewinnen und mit ihm verbunden zu sein. Mit einem gesunden Selbst-Sein werde ich jedoch auch davor bewahrt, dass ich mich im Helfen verausgabe.

Helfen ist zugleich ein freies Verhältnis, denn niemand zwingt mich dazu. Eine freie Beziehung zu schaffen als eine Tat der Freiheit erzeugt Glücksgefühle. Ruut Veenhoven (1989) stellt fest, dass zumindest in unseren westlichen Ländern Menschen glücklich sind, wenn sie in einer Welt der Freiheit leben, die frei ist von Korruption und Willkür. Freiheit sieht Veenhoven vor allem in der Freiheit zur Selbstbestimmung. Helfen als eine selbstbestimmte, freie Handlung verschafft uns deshalb Glück. Zudem ist Helfen als freie Handlung ein Vorgang, in dem wir uns von den materiellen Bedingungen lösen. Wir werden selbst-los. Diese Lösung bedeutet zunächst, von uns selbst abzusehen. Zugleich lösen wir uns von den Dingen und verbinden uns mit einer Person.

Helfen als eine sozialfreundliche Handlung wird, nach Joachim Bauer (2007, 21–58), von unserem Gehirn belohnt. Im Mittelhirn befinden sich drei Belohnungssysteme, die mit vielen Teilen des Gehirns, das 100 Milliarden Zellen (Neuronen) umfasst, in Verbindung stehen, und zwar in einem Wechselsystem Informationen geben und empfangen. Es gibt fast ein Dutzend Hormone im Gehirn, die Glücksgefühle hervorrufen. Drei jedoch sind besonders wichtig, damit Menschen für ihr soziales, helfendes und schenkendes Verhalten belohnt werden. Das sind das Dopamin, die endogenen Opioide und das Oxytocin. Das Dopamin erzeugt im Gehirn und darüber hinaus in allen Körperteilen Wohlbefinden, Konzentration und Handlungsbereitschaft. Zum Handeln gehören Muskeln, die auch durch das Dopamin bewegungs-

und handlungsfähig werden. Darüber hinaus aktiviert es das innerseelische Motivationsvermögen. Die körpereigenen Opioide erzeugen Gefühle der Ruhe. Sie wirken positiv auf das Ich-Gefühl, auf Glücksgefühle und auf die Lebensfreude. Das Oxytocin schließlich bewirkt Gefühle von Vertrauen und Treue und stellt feste soziale Bindungen her. Das beeinflusst das Verhalten gegenüber den Mitmenschen, nämlich auf die Bereitschaft, Zuwendung und Kooperation zu suchen. Alle drei Stoffe arbeiten zusammen, am stärksten wirken jedoch Dopamin und Oxytocin. Während Dopamin grundlegend zum Handeln motiviert, bildet Oxytocin ein soziales Gedächtnis aus, die Fähigkeit sich zu erinnern, wen man kennt und wen nicht, und vor allem die Fähigkeit, feste Bindungen einzugehen. So wird in der Mutter schon bei der Geburt ihres Kindes und danach vermehrt Oxytocin ausgeschüttet, jedoch auch bei ihrem Kind, wodurch die enge Bindung zwischen Mutter und Kind entsteht. Worin liegt nun der Sinn für das Zusammenspiel der drei Botenstoffe? Es ist die Fähigkeit des Menschen zum sozialen Verhalten, zu sozialer Gemeinschaft und gelingenden Beziehungen, zu zwischenmenschlicher Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung sowie zu Zärtlichkeit und Liebe. Unser Gehirn ist darum ein soziales Gehirn, das auf Zwischenmenschlichkeit angelegt ist und dies mit Glücksgefühlen belohnt.

Nach Martin Heidegger weiß der Mensch um Zeit und Zukunft (Noack 2007a, 51–54). Er vermag in die Zukunft zu laufen, sich vorweg zu sein in der Zukunft. Was aber ist das Ende der Zeit in der Zukunft? Der Tod! Darum ist das Sein des Menschen ein Sein zum Tode, und seine Befindlichkeit ist eine Befindlichkeit in der Sorge. Sorge indes als Sorge für den anderen, als Für-Sorge, ist eine diakonisch-sorgende Beziehung. Und weil jedes Dasein zugleich Mit-Sein ist, wird die Sorge als schenkende Für-Sorge dem Mitmenschen zugewandt. Daraus erwächst eine selbstlose Struktur von Helfen und Schenken. Weil also helfendes Schenken in der Struktur des Menschseins als Mit-Sein liegt, empfindet der Mensch, indem er seine Bestimmung erfüllt, ein Bewusstsein von Glück, wenn er hilft und schenkt.

Die Antwort auf unsere diakonische Hilfe ist die Dankbarkeit. Nach Robert L. Emmons und Charles M. Shelton (2002) ist sie ein Schlüssel zum Glück. Denn Dankbarkeit wirkt sich auf den Einzelnen aus durch vermehrte Zufriedenheit und Gefühle von Glücklichkeit. Dies schützt uns vor Triebfedern wie Neid und Ärger. Wer dankbar ist, wird kaum dem Geber gegenüber negative Vergeltungsabsichten hegen, sondern ein harmonisches Verhältnis zu den Menschen seiner Umgebung anstreben. Außerdem ist Dankbarkeit, verbunden mit Glücksgefühlen, ein Bollwerk gegen depressive Verstimmungen. Dankbarkeit stärkt Freundschaften, die wiederum das Seelenleben stabilisieren. Dankbarkeit ist die Antwort auf das Beschenktwerden. Zwischen Geber und Empfänger entsteht eine enge, freundschaftliche Beziehung, die ergänzt wird durch Glücksgefühle.

Diese Doppelbeziehung von Geben und Nehmen erzeugt nicht nur ein verbindendes Glückgefühl, sondern Bindung überhaupt. In liebenden, sozialen Bindungen zu leben, scheint das tiefste Glücksgefühl überhaupt zu sein (Bauer 2007, 50–58). So ist das Glück, das geschenkt und empfangen wird, ein wechselseitiges, zwischenmenschliches, gemeinsames, ein doppeltes Glück. Für Diakone bedeutet dies, dass

die Menschen, die als Zielgruppe im Mittelpunkt stehen, dazu angeregt werden, Gutes zu tun. Dies verstärkt das Glück des Helfens und das Glück, Dankbarkeit zu empfangen. Diakone – und ihre Familien – sollten das Glück durch Schenken erfahren haben. Nur dann können sie dies Glück an die Gemeindeglieder weitergeben. Genauso ist es wichtig, dass die Gemeinde Glück ausstrahlt, denn eine glückliche Gemeinde zieht andere Menschen an.

Warum ist Glück für uns so wichtig? Weil Gottes Absicht für uns ist, dass wir glücklich sind. Er hat uns zum Glücklichsein geschaffen. Unsere menschliche Struktur und unser Gehirn mit seinen Botenstoffen hat er uns gegeben, damit wir glücklich sind. Und hat er uns nicht mit dem Schönsten beschenkt, das möglich ist: mit sich selbst? Es ist doch eigentlich undenkbar, dass Gott, der im reinen Sein ist, glücklich und in vollkommener Schönheit lebt, in unsere dunkle, vergängliche Welt eintritt. Und doch hat er gerade dies getan. Er bietet uns sein vollkommenes Geschenk an: die Erlösung, dazu ewiges Leben und die Freiheit, in Verbindung zu ihm schon hier in dieser Welt ein glückliches Leben zu führen. Wir beantworten dies mit unserer Dankbarkeit. Aber diese drückt sich nicht in einer einfachen Gegenleistung aus (ich gebe, weil du gibst), sondern wir schenken uns ihm selbst. Auch dieses Verhältnis von Geben und Nehmen ist ein freies Verhältnis. Gott gab sich uns freiwillig, und ich schenke mich ihm in Freiheit. So ist dieses Geben und Nehmen ein zwischenpersonales und freies Verhältnis, ein gemeinsames Glück.

Teil I. Die sozialtheologische Begründung der Diakonie

Theologie als angewandte Theologie hat die Aufgabe, die großen Lebensbereiche des Menschen theologisch zu begründen, zu reflektieren, kritisch zu betrachten und Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln. Bezogen auf die Hilfe ist sie Diakonie, bezogen auf die soziale Gesellschaft ist sie Sozialtheologie.

1. Eine kurze Geschichte der Diakonie

Bereits im *römischen Staat* gab es Ansätze zu einer Fürsorgepflicht. Da die römischen Ämter Wahlämter waren, erkaufte sich die Patrizier von ihrer Klientel Wahlstimmen durch Getreidespenden. Was zunächst als »Wohltat« galt, setzte sich bald als Klientenrecht durch. Diese »Annonen«, wie sie genannt wurden, konnten sich mit der frühkirchlichen Diakonietradition verknüpfen (zum Folgenden vgl. Philippi 1981, 621–642; Turre 1991, 1–30; Beyreuther 1983). In der urchristlichen Gemeinde fand schon früh eine Differenzierung statt zwischen den zwölf Aposteln und den sieben Diakonen. Während die tägliche, ortsgebundene Diakonie und teilweise auch die Gemeindeleitung den Sieben oblag, waren die Apostel frei, überörtlich zu wirken. Noch aber gab es keine hierarchische Schichtung von Episkopos, Presbyter und Diakon. Seit Ignatius von Antiochia bildete sich dann die bischöfliche Diakoniegemeinde heraus mit den gestuften Zuständigkeiten Bischof, Presbyter und Diakon. Dabei wirkten Bischof und Diakon aufs engste zusammen, und zwar sowohl in der Sozialhilfe als auch bei den liturgisch-kultischen Handlungen, während die Presbyter eine den Bischof beratende Funktion einnahmen. Bischof und Diakon verwalteten die Gemeindegasse, die gefüllt war durch Sammlungen während des Gottesdienstes, monatliche Zuwendungen, eine freiwilligen Selbstbesteuerung (die Stips), den freiwilligen Zehnten sowie Testamente, um Waisen, Kranken, Armen, Gefangenen und Fremden zu helfen. Auch die Verheiratung elternloser Mädchen und die Berufsausbildung von verwaisten Jungen fielen in den Aufgabenbereich des Bischofs und des Diakons. Verbunden mit solchen Verpflichtungen war ein Besuchsdienst, der nicht nur Gemeindegliedern galt, sondern auch Nichtchristen zugute kam. Durch die Sammlungen, Erbvermächtnisse und die Ausübung von mildtätigen Werken wuchs das Kirchengut. Gleichzeitig erweiterte sich das Sozialwirken der frühen Kirche.

Unter Kaiser *Konstantin I. der Große* (306–337) setzten sich endgültig die opferpriesterlichen Vorstellungen durch, nach denen der Priester im Sinne des alttestamentlichen aaronitischen Priestertums das Opfersakrament in den Mittelpunkt des Gottesdienstes stellte. Damit wurde die soziale Dimension des Gottesdienstes (Mahlversammlung) und die soziale Komponente des Diakonats zurückgedrängt. Völlig unter dem Einfluss der platonischen und gnostischen Weltsicht entwickelte sich die Diakonie eigentlich nur noch negativ: 1. Der Diakonats avancierte zum Rechts- und Herrschaftstitel, der zunehmend Adligen vorbehalten blieb. 2. Die Kirche wurde zur

Reichskirche. Als sie im Jahr 380 von Theodosius dem Großen zur alleinigen Religion erklärt wurde und der Staat zugunsten der Kirche zwei Jahre später das heidnische Tempelgut konfiszierte, war die Kirche nicht nur mächtig, sondern auch besitzend geworden. Heidentum und Häresie (sog. Abfall von der Kirche) wurden juristisch verfolgte Staatsverbrechen. Als Folge strömten die Volksmassen in die Kirche. Damit verschwand der *Koinonia*-Zusammenhalt der Gemeinde: Aus der versammelten Gemeinschaftsgemeinde, die sich durch Gemeinschaft und Wortbetrachtung auszeichnete, wurde die Kirche des Sakraments und des Gottesschauspiels (das *Theatron*). Die Geistlichkeit rückte in die Privilegien der römischen Priesterkaste ein (Steuerbefreiung, eigene Gerichtsbarkeit, feststehende und regelmäßige Besoldung) und trat an die Stelle der römischen Beamtenklasse (Ehrentitel und orientalischer Zeremoniell). Auch der Gottesdienst nahm orientalisches Hofzeremoniell an. Dadurch kam es zum *Koinonia*-Verlust, das heißt, die Gemeinschaft der Gläubigen ging verloren, an die Stelle trat das Publikum, das dem sakralen Schauspiel beiwohnte.

Doch eigentümlicherweise führte gerade diese negative Entwicklung zu einem unverhofften Fortschritt in der Diakonie. Der Besitz der Kirche galt ja immer noch als Armengut. So konnte die kirchliche *Diaconia* mit der staatlichen *Annona* (Getreideversorgung der Armen durch den Staat) verschmelzen. Indem sich die Kirche an die Stelle des absterbenden römischen Staates setzte, übernahm sie zugleich seine sozialen Pflichten. Entscheidend wurde die Verknüpfung des Diakonats mit Einrichtungen, wie der Gründung von Bädern für Arme, Spitälern, Suppenküchen, Waisen- und Armenhäusern, Herbergen für Fremde usw. Diese Häuser wurden zu Trägern der Diakonie.

Während also der Diakonats von der Herrschaftskirche absorbiert wurde, der Diakon zum *Presbyter Sacerdos* aufrückte, lebte die soziale diakonische Arbeit durch folgende Träger und Traditionen weiter (ebd.):

- Die *Imitatio Christi* (die Nachahmung und Nachfolge Christi) spielte eine große Rolle. Asketisch fromme Christen folgten dem Ideal der Armut als Alternative zur verweltlichten Macht- und Besitzkirche. Sie gehörten oft den besitzenden Schichten an und erstrebten, durch Freigebigkeit gute Werke anzusammeln.
- Die Klöster wurden Träger und Stätten sozialen und diakonischen Handelns. Besonders die Armutorden bildeten Stützen der organisierten Hilfe für Arme. So gewannen die inorischen Franziskaner aufgrund ihres Armutsideals die Überzeugung vom Antichristentum der Macht- und Besitzkirche in Rom, die im Gegensatz stand zur Lehre und zum Vorbild Jesu, der in seinem Leben Armut und Machtlosigkeit vorgelebt und erlitten hatte.
- Der Klerus war zu Freigebigkeit und Gastfreundschaft verpflichtet.
- Die im hohen und späten Mittelalter aufblühenden Städte wurden Stätten sozialer Fürsorge und sozialer Verantwortung. Die reichen frühkapitalistischen Bürger waren unter dem Einfluss der Bettelorden einer Hochschätzung der Armut und dem Glauben an verdienstliche Werke verpflichtet, stifteten Einrichtungen wie Waisenhäuser, Spitäler usw.

Es ist festzustellen, dass sich die soziale Tätigkeit der Diakonie schon früh säkularisierte. Indem die Kirche ihre priesterlich-kultische Funktion vereinseitigte, gab sie die soziale Aufgabe der Diakonie den säkularen Kräften frei. Hatte die *katholische Tradition* die Kirche auf einen priesterlich-kultischen, sakramentalen Weg gedrängt, so vereinseitigte sich die *lutherische Reformation* auf das Wort Gottes, das alles zum Heil Notwendige enthalte (ebd.). Hinzu kam, dass durch die landeskirchliche Entwicklung die soziale Fürsorgepflicht von den Landesherren übernommen wurde, weil sie das Kirchenregiment einführten. Sie hatten ja die ehemals katholischen Kirchengüter eingezogen und waren nun verpflichtet, Kirchenfunktionen zu übernehmen und zu finanzieren, auch die diakonischen. Hinzu trat die Fürsorgepflicht des Landesherren, die aus den alten germanischen und mittelalterlichen Rechtsverhältnissen stammte. Das bedeutete: Der Lehnsherr war zu sozialer Fürsorge verpflichtet, während der Lehensmann Treue übte und dem Lehnsherren Heeresfolge leistete. Dasselbe Lehnsrecht bestand auch zwischen dem Lehnsherren und dem Bauern. Der Lehnsherr musste soziale Sicherung gewähren, der Bauer hingegen verrichtete Dienste und zahlte Abgaben. Während die soziale Fürsorge also von den weltlichen Landesherren und Städten übernommen wurde, blieb der einzelne Gläubige der Barmherzigkeit und Freigebigkeit des kirchlichen sozialen Handelns überlassen.

Anders verlief die Entwicklung in der *calvinischen Reformation*. Johannes Calvin (1509–1564) errichtete nicht nur Hospitäler und andere diakonisch-soziale Anstalten, sondern er begründete auch eine Armenkasse, die von den Diakonen verwaltet wurde.

In der *nachreformatorischen Zeit* (vgl. ebd.) setzte sich die Unterscheidung zwischen dem geistlichen Stand (*Status ecclesiasticus*) und dem weltlichen Stand (*Status politicus*) durch: Während der *Status politicus* zum Handeln verpflichtet war, kam dem *Status ecclesiasticus* die prophetische Rede zu, die den Staat aufgrund des Wortes Gottes kritisierte. Diakonie wurde zum Wort der Kirche an den Staat. Im Übrigen gab es soziales christliches Handeln, das seit der Aufklärung durch das bürgerlich-philanthropische Handeln ergänzt wurde. Trägerschaft dieses Sozialhandelns übernahmen Einzelpersonen, meist Frauen aus den vermögenden und gebildeten Schichten, die ganz erfüllt waren von den Gedanken der humanistischen und philanthropischen Aufklärung, aber auch von christlicher Liebe und der Nachahmung Gottes und Jesu Christi (*Imitatio Dei* und *Imitatio Christi*). Zu nennen sind auch Philipp Jacob Speners (1635–1705) Gemeindearmenpflege, August Hermann Franckes (1663–1727) Erziehungsanstalten und Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorfs (1700–1760) Wiedererweckung der Diakonie, als Grundgesetz gelebter *Koinonia*. Bis in die 1830er Jahre bestand soziale Hilfe in Initiativen von einzelnen Personen und Gemeinden.

Durch die *Französische Revolution* (ebd.) wurde die Souveränität von der Person des absoluten Monarchen gelöst und auf das Bürgertum, den Dritten Stand, der sich zum Volk erklärte, übertragen. Hierdurch entstand aus der Fürstensouveränität die Volkssouveränität. Das Volk band alle Souveränitätsrechte an sich selbst und den Volksstaat. Dazu gehörte auch die Kirchenhoheit. Der Staat säkularisierte das Kirchengut

und übernahm damit die Sozialfunktionen der Kirche. Soziales Handeln wurde staatliches Handeln. Als jedoch im 19. Jahrhundert im Gefolge der Industrialisierung, Verstädterung und Proletarisierung der Staat mehr und mehr in seiner Fürsorgepflicht gefordert, auch überfordert wurde, nutzten verantwortungsvolle Personen der Kirche eine neue Errungenschaft der Revolution, nämlich das Vereinsrecht als erlaubte Vergesellschaftung. Diakonie nahm immer häufiger die Form der Vereinsdiakonie an. Diese Vereine avancierten neben der Predigtkirche geradezu zur Ersatz- bzw. Zusatzgemeinde. Individuelle Anstaltsinitiativen und *koinonische*, der Agape verpflichtete christliche Vereine ermöglichten das Beisammensein von Charisma und Gemeinde.

Für das 19. Jahrhundert (ebd.) müssen einige wichtige Namen genannt werden. Johannes Daniel Falk (1768–1826) vermittelte den Kriegswaisen aus den napoleonischen Kriegen eine Handwerksausbildung, gründete 1813 die »Gesellschaft der Freunde in der Not« und baute den »Lutherhof« zum ersten großen Zufluchtsort für verwahrloste Kinder aus. Christian Heinrich Zeller (1779–1860) gründete sein »Rettungshaus«, eine Ausbildungswerkstatt für Armenschullehrer. Amalie Sieveking (1794–1859) rief 1832 mit dem »Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege« die evangelische Diakonissentradition ins Leben. Den Durchbruch zu einer allgemein anerkannten vollberuflichen Mitarbeit von Frauen erreichte Theodor Fliedner (1800–1864). Sehr schnell breitete sich die Mutterhausdiakonie aus: 1886 zum 50-jährigen Bestehen der Diakonissenbewegung bestanden 57 Mutterhäuser mit 6.366 Schwestern in 600 Krankenhäusern und 700 Pflegestationen. Heute sind die Diakonissengemeinschaften international zusammengeschlossen im Ökumenischen Bund »Diaconia«.

Wichtig wurde auch Johann Hinrich Wichern (1808–1881), der 1833 das »Rauhe Haus« ins Leben rief und die Diakonie als kirchliche Erneuerungsarbeit, als »innere Mission«, entwickelte (ebd.). Damit wollte er eine Antwort geben auf die Säkularisation der Arbeitermassen. 1848 setzte er die Gründung des »Central-Ausschuss für die Innere Mission« (CA) durch. Der Inneren Mission ordnete er drei Aufgaben zu: 1. Die Kirche sollte sich wandeln von einer obrigkeitsstaatlichen Staatskirche zu einer brüderlichen Gemeinschaft, von toter Kirchlichkeit zu einer missionarischen Kirche. 2. Angesichts der sozialen und geistlichen Not in der Gesamtgesellschaft sollte die Kirche ihre rettende Liebe erweisen. 3. Die vielen Initiativen und christlichen Vereine sollten zusammengefasst werden. Namentlich im Aufbau der Landesvereine und Fachverbände war Wichern erfolgreich. Als Bismarck 1883 bis 1889 aus der germanisch-ständischen Fürsorgepflicht des Grundherren und aus seiner pietistischen Prägung heraus seine Sozialgesetzgebung entwickelte, übernahm er auch Gedanken Wicherns. Seitdem gehörten der »Central-Ausschuss für die Innere Mission« und seine Nachfolgeorganisationen, die Innere Mission und das Diakonische Werk, zum System des Wohlfahrtsstaates. Sowohl die Weimarer Republik als auch die Bundesrepublik Deutschland bekannten sich zum Sozialstaat und zur Einbeziehung privater, also auch kirchlicher freier Wohlfahrtsträger.

Bis ins 21. Jahrhundert hinein (ebd.) beeinflusst noch eine weitere Entwicklung die Diakonie: Nachdem im 19. Jahrhundert das Bürgertum in den bürgerlichen Revolu-

tionen die Monarchie stürzte und den säkularen bürgerlichen Staat begründete, trat es an die Stelle des jenseitig («von Gottes Gnaden») legitimierten Königtums. Mit der Säkularisierung des Staates erfolgte parallel dazu die Entmachtung der Kirche.

Da die Industriegesellschaft seit jeher die Prioritäten auf Bedürfnisse und die Bedürfnisbefriedigung setzt, entwickelte sie die Massenproduktion mit Hilfe von Maschinen und Produktionsanlagen, gleichzeitig die moderne Arbeit als totale Absorption. Da sie ausschließlich die materiellen Massenbedürfnisse erfasst, blendet sie alle anderen Bereiche der Gesellschaft aus und überlässt sie dem Individuum. Wird der Mensch also einerseits in seiner Arbeit durch die totale Absorption im Industrieprozess absolut unfrei, so wird er zugleich zum ersten Mal in der Geschichte umfassend frei, da ihm alle anderen Lebensbereiche freigestellt sind. Das bedeutet aber auch, dass die Religion Privatsache wird.

Die Industriegesellschaft schied auch die Kirche aus dem Industriesystem aus und erklärte sie zur privaten Körperschaft des öffentlichen Rechts. Das bewirkte das Ende der Verbindung von »Thron und Altar«. Andererseits kam der säkulare Staat auch die Folgen der Industriegesellschaft auf. Denn Massenproduktion für die Massen, das heißt billige Massenprodukte für alle, werden nur in einem freien Zusammenspiel der Marktkräfte erzeugt. Kann der Markt auf diese Weise auf der einen Seite die höchste Produktivkraft aller Zeiten hervorbringen, so ist er andererseits unfähig, den Reichtum auch gleichmäßig zu verteilen. Darum übernimmt der moderne Staat als Sozialstaat zwei Aufgaben: 1. Beseitigung von Not und 2. Ausgleich von Einkommensgegensätzen. Dabei stehen ihm private Träger in der Sozialarbeit zur Seite, die er bereit ist zu finanzieren. Hier liegen die Chancen für die Finanzierung einer missionarischen sozialen Diakonie. Andererseits ist der Staat heute an die Grenzen des Sozialstaates gelangt: Er kürzt überall die Mittel für soziale Tätigkeiten. Einen Ausgleich kann zunehmend das Ehrenamt schaffen. – Mit dieser kurzen Geschichte der Diakonie sei der Übergang geschaffen zu seiner sozialtheologischen Begründung.

2. Der soziale Gott

2.1 Der treue Gott der Entrechteten

Der Gott der Bibel lässt sich mit den Traditionen der konstantinischen Kirche nicht vergleichen (Seibert 1983, 22–28). Gott erklärte schon im Alten Testament sein Verhältnis zu seinem Volk durch einen *Bund*. Es war der Gesetzesbund von Sinai. In ihm banden sich Gott, Königtum und Volk an das Gesetz. Damit wurde Gottes Zuverlässigkeit, Vertrauenswürdigkeit und sein vorhersehbares Handeln manifestiert – im Gegensatz zu den heidnischen Göttern. Zum Bund gehörte die *Bundestreue*. Diese geschah durchaus einseitig, und zwar von Gott her. Während nämlich im Orientalismus die Gesetzesbindung einseitig in der Richtung vom Volk zum Herrscher bestand, war im Gegensatz dazu die Treuebindung einseitig von Gott zum Volk hin: Auch wenn das Volk den Bund bricht und treulos wird, bleibt Gott treu

(Hosea). Dem Bund entsprach weiterhin das *Erbe* an die Stämme und an das Volk. Jedes Glied des Volkes war Erbe des Erbteils und der Verheißung. Darum erhielt jeder bei der Landnahme Land. Deshalb gab es in der Frühzeit Israels auch nicht den Gedanken der selbst verschuldeten Armut. Armut war, wo sie auftrat, Frevel des Freveltäters, der die Gerechtigkeit verletzt hatte durch Gewalttätigkeit, Enterbung und unrechtmäßige Beeinträchtigung. Gegen den Bruch der Gerechtigkeit stellte das Volk die Solidargemeinschaft. Es entstand dadurch eine Ethik der Solidarität. Gott war derjenige, der auf der Seite der Armen und Entrechteten stand und ihnen seine Bundestreue zusagte, das bedeutete: Versorgung, Rechtszusage, Heil und Heilung. So feierte der Psalmist Gott als den Verteidiger der Unterdrückten (Ps 146,6–9). Jeremia lehrte, dass wir Gott nur wirklich kennen, wenn wir Gerechtigkeit für die Armen anstreben (Jer 22,13–16). Wiederholt warnten die Propheten das Volk und den Adel, dass Gott die Opfer und den Tempeldienst mit all seinen Ritualen verabscheue, wenn soziale Ungerechtigkeit geduldet werde (Jes 1,11–17; Hos 6,6; Mi 6,6–8). Auch die Klagepsalmen (Crüsemann 1998, 67 ff.) wiesen auf die Not der Menschen hin. Diese Psalmen waren mit der Erfahrung von Not, aber eben auch mit Rettung verknüpft. Gott als rettender Gott, der für die Notleidenden und Rechtlosen für Hilfe und Recht eintritt, war ein integraler Bestandteil des alttestamentlichen Glaubens. Weiterhin entsprach dem Bund die *Schechina* Gottes (Moltmann 1993, 29): Gott wohnt nicht weit weg vom Menschen, sondern inmitten der Stämme und mitten unter seinem Volk. Gott ist ein naher Gott. Wir bemerken, dass Gottes Sein nicht das Sein für sich selbst (das *Ens-a-se*) ist, sondern das Sein in Beziehung (das *Beeing-in-Relation*). Über Gott weiß ich, wie er sich zu mir verhält, wie er zu mir eine Beziehung aufbaut. Gott ist demzufolge auch nicht »das Eine« (Platon), sondern die unendliche Fülle, aus der heraus er zu jedem seiner vernunftbegabten Geschöpfe eine einmalige, unverwechselbare Beziehung eingeht.

Im Neuen Bund veränderte sich das Verhältnis Gottes zum Menschen noch einmal qualitativ: Gott wohnte nicht nur bei seinem Volk, sondern er wurde Mensch. Er nahm die Gestalt des Menschen nicht wie in den Mythen der Antike als König oder Held, an, sondern er wurde in einer Stallhöhle geboren, in einen mit Heu gepolsterten Futtertrog gelegt und mit Leinentüchern zugedeckt. Er gehörte als Heranwachsender zu den »kleinen Leuten«, allerdings nicht zu den Randgruppen und sozial Verachteten, immerhin galt er als selbstständiger Zimmermann und Hausbauer als ein Kleinunternehmer. Aber er gehörte eindeutig nicht zum Establishment.

Jesus Christus stellte ein qualitativ neues Verhältnis zwischen Gott und Mensch her. Durch die Neuschöpfung bei der Taufe sind wir nicht mehr allein Geschöpfe Gottes, sondern wir werden als seine Kinder neu geboren. Und als Kinder sind wir Miterben Christi und Erben Gottes (Röm 8,14–18). Das Neue Testament wiederum, der Neue Bund, ist nicht nur geprägt durch die Treue, sondern vielmehr durch die Liebe Gottes. Es ist nicht mehr beschränkt auf Stamm und Volk, sondern es gilt universal. Alle Menschen sind erlöst, potenzielle Kinder Gottes. Der Universalität des Testaments entspricht auch die Universalität der Liebe. Darum besteht die Diakonie Jesu, sein Hilfehandeln, nicht einfach darin, Gutes zu tun, ein gutes Werk zu verrichten, sondern sie ist *Exousia* (Vollmacht), die er auf seine Nachfolger überträgt. Damit